



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., J.: Jeremias Gotthelf.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

J e r e m i a s G o t t h e l f. *)

Unsere gesammte moderne Literatur, wenn man sie im Ganzen betrachtet, setzt eine Trennung der realen Welt von der Welt der Gedanken, Empfindungen, Ideale voraus. Auf der einen Seite stehen die Dichter, Denker und Propheten, welche die göttlichen Keime des Schönen, Großen und Guten voller Werdelust in ihrem Herzen tragen, auf der andern die Masse, die mit Stauern den Visionen einer ihr vollkommen fremden Welt zusieht. Die Romantiker schrieben geradezu nur für Seelen, in denen sie eine gleichgestimmte Seite voraussetzen konnten, Seelen, die sich für einen ästhetischen Thee qualifizierten; aber auch ihre Gegner, die Aufklärer, setzten sich lediglich auf das Catheder, nahmen den Rohrstock in die Hand, und ließen sich nur dazu herab, dem „dummen Volk“ Verstand einzubläuen, wie der Schulmeister seinen dickköpfigen Jungen.

In beiden Fällen kam es zu dem ganz natürlichen Resultat, daß die Inspiration aus Mangel an Stoff verkümmerte. Die Aufklärer, deren Weisheit auf ein paar ziemlich leicht zu erkennende Recepte zurückzuführen war, wurden zuletzt langweilig, weil sie sich beständig wiederholten; sie gaben sich so unendliche Mühe, sich herabzulassen, sich dem vorausgesetzten kindlichen Verstand derer, die sie erleuchten wollen, anzubequemen, daß es am Ende aussah, als ob die ganze Welt nur aus blöden, stammelnden Kindern zusammengesetzt sei, unter denen sich die einen nur durch ein angenommenes, altkluges Wesen vor den andern auszeichneten.

Die Romantiker, die an das Wirkliche nicht glaubten, und die daher für den weiten Athem ihrer Sehnsucht keine Grenze, für die Unendlichkeit ihrer ahnungsvollen Perspektiven keinen Horizont fanden, verflüchtigten sich zuletzt in jenen conventionellen Seufzer ohne Anfang und Ende, den man Welterschmerz nannte, oder in jene Welt-Ironie, die auf ein fest gewordenes, blödsinniges Lächeln über den allgemeinen Blödsinn der Welt heraustram.

Es war ein wüstes Wesen mit diesen Empfindungen ohne Gegenstand, diesen Phantasten ohne Gestalt, diesem Denken ohne Beziehung. Die Romantik empfand das selbst und verfiel von Zeit zu Zeit auf den Gedanken, sich durch das Positive, Endliche, Irrationale zu ergänzen. Sie sprang aus den Gemälden der „Verklärung“ ins Genre über, aus der Mystik des Universums in die Mystik des Details. Sie octroyirte dem Volk das Contersey eines idealen Volks, das ganz Aberglaube, ganz Volkslied, ganz Spinnstube mit obligaten Märchen, ganz Zunft, ganz Bethaus sein sollte; ein Volk, das sie nicht auf dem Markt aufsuchten,

*) Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz. 1. Bd. Berlin, Springer. Grenzboten. II. 1850.

sondern in alten Pergamenten, wie das Recht, das die Juristen der historischen Schule verkündeten.

Es war natürlich, daß diese Visionen eines geträumten Volks dem wirklichen Volk noch viel unverständlicher sein mußten, als die Verschrobenheiten einer überfeinen Bildung. Hoffmann fand noch immer Serapionsbrüder, die sich für die tiefe, mystische Idee eines über die Grenzen der wirklichen Welt hinausragenden Don Juan begeisterten; aber Arnim wandelte in seinem mittelalterlichen Gespensterkostüm in unheimlicher Einsamkeit unter den Lebendigen herum, ein Spuk für nervenschwache Seelen, eine Frage für die Gesunden, die das Lachen noch nicht verlernt hatten.

Und deren gab es noch immer genug im deutschen Volke. Im Ausland, wo man unser Wesen aus unsern Belletristen studirte, war man fest überzeugt, jeder Deutsche müsse entweder beim Theetisch Sonette auf Calderon, Dante und Jacob Böhme vorlesen, oder in einer Spinnstube den süßen Schauer einer Gespenstergeschichte empfinden; er müsse entweder nächtlich an dem Grabe irgend einer zu früh verstorbenen Geliebten weinen, und sich gelegentlich erschießen; oder er müsse auf den Dächern mit geschlossenen Augen im blassen Mondlicht umherspazieren; er müsse sich entweder in ewigen Seufzern um den lieben Herrgott und die Jungfrau Maria in dunkeler Kammer verzehren, oder mit titanischer Hast auf den Trümmern von Sein, Nichtsein, Dasein, Werden, Welt, Idee u. s. w. zum leeren Himmel emporklettern, um dort in schwindelnder Leere mit gespenstigem, wahnstimmigem Lachen das eigne Herz zu zerfleischen, die letzte Realität, die seine Speculation übrig gelassen hatte.

So stellten sich die Ausländer das deutsche Volk vor. Das Bild war so einseitig, wie die Belletristik, aus der es geschöpft war, und die eigentlich nichts anders darstellte, als sich selber.

Es ist noch nicht lange her, daß die schöne Literatur dieser beständigen Kreisbewegungen müde geworden ist und angefangen hat, aus sich herauszugehen, sich mit der ihr bisher ganz fremd gebliebenen Wirklichkeit zu beschäftigen. Das regere Leben in der Politik machte der visionären Traumwirtschaft ein Ende, und wer sich nicht mit dem Fallen und Steigen der Course, mit der rationalen Staatswirtschaft, der Auseinandersetzung der Gemeindegüter, dem Erbfolgegesetz und der deutschen Einheit beschäftigen mochte, schnallte sein Tornister und nahm den Wanderstab in die Hand, um die von dem zersekenden Hauch der Romantik noch nicht berührten Naturformen aufzusuchen, an deren ursprünglichem Leben er die Wärme des eignen Herzens wieder anfachen konnte.

So wurde die Darstellung des Originellen, Naturwüchsiges, das Idyll, ein wesentliches Moment der modernen Dichtung, die sich selbst zu kennen strebte.

Das erste Gemälde, welches als eine Erholung von den bisherigen Abspannungen von dem gesammten deutschen Lesepublikum mit großer Freude begrüßt

wurde, war der Hofschulze in Zimmermann's Münchhausen. Hier treffen sich die absterbende Literatur und die neu aufgehende in unmittelbarer Berührung. Im Münchhausen selbst ist die glaubenlose Einöde der Restaurations-Literatur, dieses lügenhafte Wesen, das seine eigne Unwahrheit nicht einmal mehr empfindet, weil es gelernt hat, sich durch ein einfaches Raisonnement des Gedankens der Wirklichkeit zu entledigen, in einer Figur dargestellt, die als Sammlung satyrischer Ausfälle vortrefflich ist, als Ganzes aber ebenso verzerrt, leer und sinnlos als ihr Gegenstand. Als Gegenbild nun ist dieser Figur die derbe, handfeste Gestalt eines westphälischen Bauern an die Seite gestellt, der in seinem beschränkten Kreise so vollständig zu Hause ist, daß er nicht im Stande ist, darüber hinaus zu empfinden. Hier die harte, knöcherne Empirie, die der Kultur unfähig ist; dort die wesenlose Abstraction einer zersetzenden Uebercultur.

Der Gegensatz ist artig erdacht, er leidet nur an dem Uebelstand seines Ursprungs, er gehört der Reflexion und dem Witz an, nicht der Empfindung, nicht der Natur.

Seitdem hat die Literatur eine naturwüchsige Gestalt nach der andern auf die Bühne gebracht, in der Regel aus dem Bauernstande, weil hier die Einheit mit der Natur am wenigsten gelöst ist. Berthold Auerbach, der in seinen früheren Dorfgeschichten beim einfachen Idyll stehen blieb, hat sich in der „Frau Professorin“ eine ähnliche Aufgabe gestellt, wie Zimmermann in seinem Münchhausen: auf der einen Seite die Träger einer überreifen Bildung, die sich aus sich selbst heraus und nach der Natur zurücksehnen, Reinhold und der Kohlebrater; auf der andern das Lorle, die reine, in sich selbst sichere Natur, die mit jenen in eine schmerzhaft Berührung gebracht wird. Die Lösung ist Flucht, die beiden fremden Welten verstehen sich nicht, sie müssen wieder aus einander. Frau Birch hat diesen Gegensatz in der rohen Form von „Stadt und Land“ beim deutschen Publikum popularisirt.

In all diesen Dichtungen ist die Natur, wie in der Zeit unserer Sturm- und Drangperiode, das Ideal, nach welchem sich die erschöpfte Kultur, das durch labyrinthische Reflexionen bedrängte Herz zurücksehnt. — Jeremias Gottlieb, in der Reihe dieser Genremaler einer der vorzüglichsten, faßt die Natur von einem andern Gesichtspunkt.

Der Schweizer hat nicht nöthig, den Somnambulismus unserer Mondscheindichtung und die grauen Spinnweben unserer Dialektik von sich abzuschütteln; der überreizten Empfindsamkeit und der glaubenlosen Sophistik gegenüber ist er noch naiv. Vor der Blasktheit hat ihn die freie Luft seiner Alpen bewahrt. Der Feind, gegen den er seine Natur bewaffnet, erscheint ihm in einer andern Form, in der Form des politischen und religiösen Radicalismus.

Diesem Feinde gegenüber nimmt er die Natur, nicht wie sie ist, in Schutz; sie ist ihm kein Göße, vor dessen fertigem Bilde er sich in den Staub wirft; er

tritt ihr vielmehr mit einem Anspruch entgegengesetzter Bildung entgegen. Seine Schilderungen des Volks sind nicht für die blasirte Gesellschaft bestimmt, die sich durch die Anschauung einer naiven Harmonie von ihrer eigenen Zerrissenheit erholen soll, sondern für das Volk selbst, um es über seine Tugenden und seine Schwächen aufzuklären. Seine Schriften haben durchweg einen pädagogischen Zweck.

Sie unterscheiden sich von den pädagogischen Werken der Aufklärungsperiode dadurch, daß sie das Volk, welches sie zu bilden unternehmen, erst studiren; daß sie ihre Bildungsversuche nicht auf eine Uniform berechnen, in welche die Gesellschaft zu bringen sei, sondern auf eine Pflege des Besondern, Concreten. Sie haben in ihrer Richtung auf behutsame, schonende Reform viel Aehnlichkeit mit den patriotischen Phantasien von Justus Möser.

An dem pädagogischen Zweck soll man aber nicht mäkeln. Die Kunst der Darstellung, die wir bei unseren verschrobenern ästhetischen Begriffen für unvereinbar hielten mit einer ernsten sittlichen Richtung, wird vielmehr durch sie gestützt und gekräftigt. Schulmeisterliche Ermahnungen, die ins Allgemeine gehn, sind allerdings sehr unästhetisch, aber die Menschenkenntniß führt erst dann zu einer wahrhaft heitern Darstellung, wenn sie mit dem Glauben Hand in Hand geht, daß es mit dem Menschen vom Schlechtern zum Bessern fortgehen könne und müsse, und mit dem Willen, diesem Fortschritt durch Aufsuchen und Pflege des rein Menschlichen auch in den Verirrungen des Geistes in die Arme zu greifen.

Der Beruf unsers Dichters weist ihm diese doppelte Stellung an. Durch das Predigeramt ist seine Richtung auf den ethischen Zweck, so wie seine genaue Kenntniß von den Sitten des Volks, mit welchem er in steter, unmittelbarer Berührung bleibt, bedingt. Auch seine Polemik gegen den Radicalismus: gegen diesen fieberhaften Drang, alles Besondere ins Allgemeine aufzulösen.

Jeremias Gotthelf ist orthodox, oder wenigstens ereifert er sich eben so stark gegen den Radicalismus in religiösen als in politischen Dingen. Aber es ist bei ihm weder von dem süßlichen Pietismus noch von dem finstern Zelotenthum unserer modernen Orthodoxie eine Spur. „Du sollst den Namen Gottes nicht unnützlich führen,“ dieses Gebot beobachtet er in voller Strenge.

Es ist dies eine Art der Rechtgläubigkeit, mit der wir uns von unserm philosophischen Standpunkt gar wohl befreunden können, obgleich wir in ihren Augen als Kezer der schlimmsten Art gelten müssen. Ja sie steht uns näher, als jene „Lichtfreunde“, die ihre Laterne mit einer solchen Geschicklichkeit nach allen Seiten hin und herwenden, daß sie am Ende an der Existenz ihres eignen Rückens zweifeln, weil sie ihn nicht sehen können. — Die Sache verhält sich nämlich so.

Der Glaube an eine jenseitige Welt, zu der das Hienieden nur eine Vorbereitung sei, führt in seiner Consequenz zu einer Verachtung alles Irdischen, weil dem Unendlichen gegenüber das Endliche als vollkommen nichtig

und unberechtigt erscheinen muß. Eine weiche Natur wird über diesen Gedanken schwermüthig werden und das ganze Leben in Thränen, Seufzen, Heulen und Zähnklopfen auflösen; sie wird die irdische Weisheit und die irdische Thätigkeit verachten, weil man doch nicht wissen kann, wie sich das zur göttlichen Weisheit und zur göttlichen Thätigkeit verhalte; eine despotische Natur wird diese Einsicht in die Nichtigkeit des menschlichen Wesens weniger auf sich, als auf andere anwenden; er wird jenes Heulen und Zähnklopfen bei Andern hervorzurufen suchen.

Aber es gibt auch gesunde Naturen, denen der Himmel nur die Angel ist, an welcher sie die Erde und ihr Gesetz befestigen. Sie glauben an diese Welt, an das Rechte, Gute und Schöne, das sich in ihr offenbart, und weil sie diesen Glauben aus einer jenseitigen Welt herleiten, so ist es ganz natürlich, daß sie derselben eine so concrete, positive, bestimmte, historische Form als möglich zu geben suchen. Sie werden die kräftigen Geschichten, Sprüche, Lieder des rechtgläubigen Christenthums den verwässerten Phrasen des rationalistischen Christenthums vorziehen.

Wir glauben auch an diese Welt und an das Rechte, Gute und Schöne, das sich in ihr offenbart, obgleich für uns das Fundament, auf dem sie ruht, nicht der Himmel ist. Für uns steht sie auf eigenen Füßen. — Aber wir werden uns mit jenen Orthodoxen viel eher verständigen, als mit den blasirten Atheisten, die mit dem Glauben an Gott auch den Glauben an das Göttliche (das Gute), mit dem Glauben an den Himmel auch den Glauben an die Erde verloren haben; die in jedem Augenblick erst einen Beweis verlangen, warum man nicht stehlen, morden u. s. w. soll; die am Ende in ihrem Scepticismus so weit gehen, daß sie die Dhrseige in Frage stellen, die man ihnen ertheilt.

Jeremias Gotthelf genießt diese Erde und ihr Recht mit vielem Behagen, ja mit Humor. Er ist auch in sittlichen Dingen kein Zelot. Er weiß, daß eine gesunde Natur nicht nöthig hat, erst den Katechismus zu befragen, bevor sie sich zu Tisch setzt. Er predigt nicht die Flucht vor der Versuchung, sondern den tapfern Kampf.

Er hat ein schönes Auge für die menschliche Natur, ein warmes Herz für ihre Leiden und Freuden. Er will ihre natürliche Entwicklung und haßt die Quacksalber, die sie stören. Darum haßt er den Radicalismus.

Aber sein warmes Herz ist nicht weich, er übt keine feige Schonung gegen die Schwachen. Seine Grundsätze sind streng, seine Liebe weit. Sein Horizont ist enge umgrenzt, wie die Thäler, in denen er predigt, aber in diesem kleinen Kreise leuchtet ein heller und warmer Sonnenschein.

Er ist ganz Schweizer — für uns zu sehr Schweizer: er hat freilich seine Schriften selber deutsch zurecht geschnitten, aber etwas Ganzes kommt dabei doch nicht heraus. Es ist doch immer eine Mischung schweizerischer Naivität und

deutscher Bildung, die nicht recht zusammenstimmen will. Für uns sind es nur Idyllen, in deren Welt wir uns erst versetzen müssen; darum werden sie für Deutschland auch keine Volksbücher werden.

Aber eine solche Arznei ist auch gerade unsern sogenannten Gebildeten nothwendig. Das weiche, süßliche, zersahrene, skeptische Wesen unserer jungen Literatur soll sich an dieser starken, vollen, sichern Natur wieder kräftigen. Wir sollen aus ihr lernen, das Volk, ehe wir es glücklich zu machen streben, erst zu studiren; das Leben, ehe wir mit ihm grollen, erst zu begreifen.

J. S.

Henriette Herz.*)

Henriette Herz, geb. 1764, † 1848, gehörte zu jenem Berliner Kreise geistreicher Frauen, die im Anfang dieses Jahrhunderts in der Gesellschaft wie in der Literatur den Ton angaben. Schleiermacher, später Börne, standen in der genauesten Beziehung zu ihr; die Schlegel, Geng, Prinz Louis, die Humboldt Elise v. d. Recke, Arndt, selbst Göthe und Schiller, und wer sonst durch Geist und Bildung sich auszeichnete, war mit der liebenswürdigen Frau wenigstens auf eine Zeit in Berührung gekommen.

Das vorstehende Buch, welches ihr Leben und ihre Erinnerungen behandelt, ist mit Liebe geschrieben und voller Interesse. Man lernt die bedeutenden Männer jener Zeit von einer Seite kennen, die sich der gewöhnlichen Betrachtung entzieht, und man gewinnt dabei noch ein Stückchen intimes Leben. — Ueber das Einzelne haben sich die Berliner Zeitungen schon mit hinlänglicher Ausführlichkeit verbreitet, wir knüpfen einige allgemeine Betrachtungen an.

Jene Zeit der Staël, der Dorothee Schlegel, der jungen Bettine, der Rachel Levin, und der vielen andern Frauen, die mit der romantischen Literatur und dem romantischen Leben einer aufstrebenden, aber verworrenen Periode, einer Gesellschaft, die reich an Liebe und Sehnsucht war, aber arm an sittlicher Bildung, in nächster Berührung standen, und für dieselbe gewissermaßen den geistigen Mittelpunkt hergaben, denn sie waren das ideale Publikum, für das die jungen Dichter ihre Sonette erdachten, dem zu Gefallen die jungen Ritter ihre Lanze brachen — jene Zeit war die erste Phase der Emancipation der Weiber, die sich später vom Thee auf das Bier, vom Patschuli auf den Cigarrendampf, von den Sonetten über Waldeinsamkeit, duftende Böglein und singende Blümlein auf den heroischen Dithyrambus des befreiten Menschengeschlechts warf. In

*) Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von J. Fürst. Berlin, W. Herz.